

# paternoster

A man wearing a brown hat, glasses, a striped scarf, and a light-colored jacket is riding a blue bicycle on a paved path. In the background, there is a large, ornate brick church with a tall steeple. The scene is outdoors with trees and a stone wall with colorful graffiti in the mid-ground.

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

[www.emmaus.de](http://www.emmaus.de)

22. Jahrgang Nr. 1, 2018

**Ich verglimpfe  
sie, alle!**

# Aus dem Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm:

in der seele.  
und leiden nicht, dasz sich die letzten köhlen  
von unsres hauses schreckensbrände still  
in mir verglimmen. GÖTTE 9, 52.

**VERGLIMMEN**, n. substantivischer infinitiv des vorigen: in  
der that war das feuer in der esse schon am verglimmen.

GUTZKOW ritter vom geiste 2, 20.

**VERGLIMPFFEN**, verb. glimpflich machen, als passend schildern.  
zusammensetzung mit dem einfachen glimpfen, welches aus der  
mhd. schriftsprache (gelimpfen) vielfach, aus der nhd. schrift-  
sprache nicht, sondern nur aus den mundarten nachgewiesen ist.  
mit der mhd. bedeutung des einfachen zeitwortes 'angemessen  
machen' stimmt die der zusammensetzung mit ver, letztere aber  
nur transitiv, während gelimpfen auch intransitiv ist (LEXER  
1, 818). verglimpfen selbst ist im nhd. wenig geläufig, in den  
wörterbüchern findet es sich nur bei SCHOTTEL 645. STEINBACH  
1, 606 ich verglimpfe, moderazione compono und bei HEINSIUS  
zum glimpf vermögen, besänftigen 4, 1295. geläufiger ist uns das  
gegentheil, verunglimpfen, vgl. auch SCHM. 1, 1476 Frommann.  
verglimpfen mit sinnlichem objecte: wer ein stinkenden athem  
hat, der niesze ein wenig bisems, er verglimpft jm den ge-  
stank. GESNER thierb. von Forer (1583) 30<sup>b</sup>; es hat sie bedunckt,  
es sei ein schärpffe im leib, welche doch dem leib keinen  
schaden gebe.. andere seind kommen, die haben die scherpffe  
verglimpft und gesagt, es sei ein flusz, der steige vom haupt  
hinab. PARACELsus chir. schr. 357 A; noch etwas verbergen,  
hähl halten und verglimpfen können. a. weisz. lustg. 523; mit  
abstractem objecte: wie sie in (dat. plur.) solch verhandlung  
ungefährlich beschonen und verglimpfen werden. schr. des  
kurf. Friedrich bei Melanchthon 7, 505 Bretschneider; so man..  
leidliche feil und gebrechen der regenten verglimpfen oder  
mit Japhets mantel zudecken hilfset. MATHESIUS Sar. 51<sup>a</sup>; und  
einer weschet des andern füsze.. und verglimpft des andern  
feil und gebrechen. 132<sup>a</sup>; sich mit der magd nebenzu ver-  
gisset oder wie man es sprüchwortswise verglimpffet (*euphe-  
mistisch nennet*) über das böglin schreitet. FISCHART ehz. 20; da  
eines mannes guter leumund verunglimpft worden, welcher  
wieder verglimpft werden könnte. BODE Tristr. Shandy 1, 128;

drum nimm dich selbst in acht  
und meide meine leich so schändlich zu beschimpffen,  
dasz, da man meinen mord gesonnen zu verglimpfen.  
indem man, weil noch wer von deinen brüdern lebt,  
dich ihn' zum nachtheil ehrt und auf den thron erhebt,  
du dich erkühnen dörffest ihr vorderrecht zu brechen.  
A. GRYPHIUS 1, 284.

# INHALT

<b>Seite 2: Deutsches Wörterbuch</b> Stichwort: „verglimpfen“ .....	2
<b>Editorial</b> .....	3
<b>Autor aller Beiträge in diesem Heft ist Jörg Machel</b>	
<b>So geht das</b> Mit den Augen der Liebe .....	4
<b>Klaus Schäfer</b> 1943 - 2013 .....	5
<b>Axel Hörner</b> 1959 - 2005 .....	6
<b>Veronika Schröter</b> 1939 - 2013 .....	8
<b>Andreas Schulz</b> 1964 - 2013 .....	10
<b>Inge Schillings</b> 1957 - 2013 .....	12
<b>Johannes Hupka-Enwaldt</b> 1960 - 2013 .....	14
<b>Hans Gross</b> 1933 - 2014 .....	16
<b>Gabriele Schopp</b> 1955 - 2015 .....	18
<b>Mittelseite</b> Rückblick: Kirchentag 2017 .....	20
<b>Reinhard Hildebrand</b> 1951 - 2016 .....	22
<b>Jürgen Jahns</b> 1961 - 2016 .....	24
<b>Anatoli Lambrech</b> 1942 - 2016 .....	26
<b>Gerhard Weiland</b> 1949 - 2016 .....	28
<b>Thomas Symanek</b> 1969 - 2016 .....	30
<b>Moidele Bickel</b> 1937 - 2016 .....	32
<b>Franz Witecki</b> 1919 - 2016 .....	34
<b>Markus Maier</b> 1979 - 2017 .....	36
<b>Redaktionskonferenz</b> Stimmen zum Abschied .....	38
<b>Das Letzte / das wirklich Allerletzte</b> Die Redaktion des paternoster Impressum .....	39

**Aktuelle Termine** über das Internet.  
unter: [www.emmaus.de](http://www.emmaus.de)



Liebe Leserin, lieber Leser,

es wird gern und viel verunglimpft, gerade in den Zeiten des Internet, wo man seine Hassbotschaften, hinter apokryphen Absendern versteckt in alle Welt versenden kann. In diesem paternoster „verglimpfe“ ich, das heißt, ich mache nicht madig, ziehe nicht über Leute her, sondern bemühe mich, sie in gutem Licht zu zeichnen und in ihrer Individualität zu würdigen, ohne dabei die Brüche und Unstimmigkeiten zu übersehen.

Die meisten hier abgedruckten Beiträge habe ich auf den „Nachrufe-Seiten“ des Berliner Tagesspiegel veröffentlicht. Dort werden an jedem Freitag zwei bis vier Menschen vorgestellt, die kürzlich verstorben sind und denen das engagierte Autorenteam ein kurzes Portrait widmet. Dabei handelt es sich nur in Ausnahmefällen um prominente Persönlichkeiten, meist sind es ganz normale Berlinerrinnen und Berliner, Nachbarn von nebenan eben.

Die Beschäftigung mit Tod und Trauer war für mich als Pfarrer immer nur ein kleiner Teil meiner Arbeit. Ich habe auch getauft, konfirmiert, getraut, habe Menschen an ihrem Geburtstag besucht, habe am Krankenbett gegessen, habe getrauert oder mit ihnen die Genesung nach schwerer Krankheit gefeiert, war also bei ganz unterschiedlichen Lebensstationen an ihrer Seite.

Mit dieser Ausgabe des paternoster beende ich meinen Dienst in der Emmaus-Ölberg-Gemeinde und verabschiede mich nach gut drei Jahrzehnten in den Ruhestand. Ich danke für all die interessanten, berührenden, verstörenden, wunderbaren Begegnungen und Geschichten mit Euch und mit Ihnen.

Ich wünsche gute Begegnungen bei der Lektüre  
Pfarrer Jörg Machel

# So geht das!

## Mit den Augen der Liebe

Jörg Machel / Aus der Nähe liebt sich's leichter, meint die Bibel, denn: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“ Viele Menschen erleben es anders: Ihnen fällt es leichter, aus der Entfernung zu lieben. Aus der Ferne liebt sich's leichter! Oft fällt es leichter, den Bruder oder die Schwester zu lieben, wenn sich die Wege nicht gar zu oft kreuzen, wenn man sich nur zu den großen Festen sieht und keinesfalls länger als drei Tage.

Selbst als Paar kann man mit einer Fernbeziehung durchaus gute Erfahrungen machen. Auch die Liebe zwischen Mann und Frau lässt sich gern mit Illusionen füttern. Sie ist oft gar nicht besonders versessen auf die harten Konturen der Realität und malt sich ihr eigenes Bild vom Liebsten. Diese Liebe braucht zwar Anregungen aus der Wirklichkeit, dann aber wird sie gern selbst aktiv: Fügt hinzu oder retuschiert – oder blendet einfach aus, was nicht in den schönen Rahmen passt.

Wie kommt es zu dieser ganz anderen Sicht auf die Liebe in der Bibel? Spricht Johannes von einer anderen Art Liebe? Gehen seine Erfahrungen weiter als die unseren? Das immerhin könnte sein! Vielleicht hänge ich bei meinen Beispielen an einem viel zu oberflächlichen Bild der Liebe, vielleicht geht es da ja mehr um Liebelei und romantische Träumereien, als um die Liebe, die Johannes vor Augen hat.

Er meint vielleicht jene Liebe, die ganz tief geht, die den Menschen in seinem Wesen erfasst

und verwandelt und damit eine ganz besondere Qualität bekommt. Ja, das

„Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“

1. Johannes 4,20

könnte sein, dass es bei dem, was wir ganz allgemein Liebe nennen, einen Wendepunkt gibt, an dem es plötzlich ums Ganze geht, nicht mehr nur um die Begeisterung für eine prickelnde Begegnung – um ein Sehnen und Suchen, sondern um ein Finden und Erkennen.

Vielleicht ist es ja wirklich so, dass die Liebe dort, wo sie auf ihren Grund kommt, nicht mehr den Abstand braucht, sondern auch und gerade im ganz genauen Hinsehen Liebenswertes entdeckt.

Vielleicht ist die vollkommene Lie-

be ja gerade die, die nicht mehr nur das Gelungene und Reizvolle großmachen muss, sondern auch das Schrullige, das Mangelhafte in den Blick nehmen kann und es als durchaus liebenswert anzunehmen vermag.

Vielleicht will auch Gott von uns nicht als der Vollkommene verehrt werden, dem unsere Liebe nur deshalb zufällt, weil kein Makel an ihm zu entdecken ist. Vielleicht will ja auch Gott geliebt werden in seiner ganzen Tiefe – gescheitert und geschunden, in Schwachheit und in Unansehnlichkeit.

Die Märchenwelt ist voll von Geschichten, in denen der vollkommene Prinz in unansehnlicher Gestalt daherkommt und sich erst unter der Macht und Kraft der Liebe verwandelt. Nur über diesen Umweg offenbart sich seine wahre Schönheit.

Nicht auf der Suche nach dem Vollkommenen, so dürfen wir vermuten, wird uns Gott begegnen, sondern dann, wenn wir im ganz und gar Alltäglichen und Mangelhaften das Vollkommene zu sehen vermögen. Wenn wir aus der Nähe und aus der Ferne zu lieben vermögen.

Johannes schreibt über die Liebe und seine Texte begeistern vor allem die Schwärmerinnen und Schwärmer unter den Gottsuchern. Aber wenn man genau hinsieht, entdeckt man, dass die Liebe, von der Johannes schreibt, erstaunlich geerdet ist. Sie geht in die Tiefe und scheut keine Nähe. Sie liefert sich aus – und nimmt den anderen an wie er ist – für manche nur ein Frosch, doch ein Prinz für den, der liebt.

# Klaus Schäfer

1943 - 2013

Jörg Machel / Klaus und Sheela haben einander einiges zu verdanken. Sie fanden sich irgendwann bei der Suche nach etwas Essbarem und blieben beieinander. Sheela war eine Promenadenmischung mit reichlich Schäferhund in den Genen, kein Schoßhündchen jedenfalls. Mit dem Hund kam Klaus nicht mehr

problemlos in die Not-übernachtung und begann sich nach einer Wohnung umzusehen. Eine Weile fand er Zwischenquartier im Heizungskeller der Thomas-Kirche am Mariannenplatz und dann, endlich eine eigene Wohnung. Manchmal aber, wenn es

draußen warm war, zog er auch später noch mit Sheela los, packte sich einen großen Picknickkorb, setzte sich in die S-Bahn, fuhr bis zur Endstation und durchstriefte die Wälder. Wenn er wiederkam schwärmte er von der Natur und dem Nachthimmel und der Freiheit, die man nur so wirklich spüren kann.

Die Wärmestube der Kirche hatte er lange genutzt, jetzt wurde er zum Helfer. Mit seinem Geschick machte er dem Haushandwerker Konkurrenz, durch seinen Lebensstil wurde er dann aber doch nie zu einer ernsthaften Alternative. Vor allem in der Kleiderkammer der Emmaus-Kirche engagierte er sich – wo er sehr darauf achtete, dass jeder nur nicht mehr bekam, als er wirklich brauchte. Klaus sah sich die Leute genau an. Dass er selbst nicht frei war von einer gewissen Geschäftstüchtigkeit zeigte sich, als sich zwei Frauen über ihn beschwerten: In der Kneipe an der Ecke

hatte er ihnen genau die Sachen zum Kauf angepriesen, die sie tags zuvor gespendet hatten.

Vor der Obdachlosigkeit in West-Berlin lagen viele Jahre Knast in der DDR. Klaus sah sich gern in der Rolle des Verfolgten der

„Roten Diktatur“, seine Opferrente galt als Beleg für ein Leben im Widerstand.

Nicht wenige seiner Kumpane trauten der Sache nicht;

der Klaus, den sie kannten, eignete sich wenig

für eine Heldenbiografie. Eine Geschichte erzählte Klaus oft: Als er seine Stasiakte einsehen konnte, erfuhr er, wie oft sein Vater versucht hatte, ihn im Knast zu besuchen. Davon hatte man ihm nichts gesagt. Inzwischen war der Vater tot und es tat ihm sichtlich weh, diese Anteilnahme nie gewürdigt zu haben.

Seine Saufexzesse waren berüchtigt. Wer auf seine Hilfsdienste wartete, konnte dann höchstens auf einen kurzen Anruf hoffen: „Bin noch blau, kann nicht kommen!“ Nicht selten gab es Ärger. Einmal biss sein Hund zu und es gab eine Anzeige. Der Amtstierarzt wurde eingeschaltet, Sheela sollte eingeschläfert werden. Klaus holte den Pfarrer zur Hilfe, und beim Krisengespräch war zu erfahren, dass ein Hund völlig die Orientierung verliert, wenn sein Halter besoffen ist und sich merkwürdig

verhält. „Wenn der Leitwolf versagt, wird der Hund gefährlich,“ erklärte der Tierarzt. Klaus versprach, nie wieder zu trinken; jedenfalls nicht, wenn der Hund bei ihm war. So rettete er Sheela vor der Spritze. Ihrem Alter konnte er allerdings mit keinem Schwur begegnen. Irgendwann starb das Tier und Klaus trauerte lange.

Vor zehn Jahren wurde er selbst sterbenskrank. Er hatte Krebs, ein Lungenflügel musste entfernt werden. Seine Freunde waren geschockt und voller Mitleid. Klaus meinte: „Ein Flügel hat 60 Jahre gehalten, wenn der andere auch so lange macht, dann bin ich 120. Älter will ich sowieso nicht werden“. Zehn Jahre hat der übrig gebliebene Lungenflügel gehalten. Einen Tag nach seinem 71. Geburtstag starb Klaus Schäfer im Urban-Krankenhaus.

**Der Klaus, den sie kannten, eignete sich wenig für eine Heldenbiografie.**



# Axel Hörner

1959 - 2005

Jörg Machel / Es war nicht Nachlässigkeit, dass Axel sein T-Shirt verkehrt herum trug. Die wulstigen Nähte störten ihn einfach. Der Komfort war ihm wichtiger als die Konvention. Ein Schuhkarton hätte für die Archivierung der Fotos durchaus genügt, er aber hat sich seinen Kasten für die Bilder selbst gebaut, in stundenlanger Feinarbeit. Axel hat nichts überstürzt in seinem Leben. Für alles nahm er sich die nötige Zeit, damit er am Ende sagen konnte: Nun ist es gut! Was er machte, sollte Bestand haben und solide sein. Die selbst gefertigten Möbel in seiner Wohnung eignen sich als Erbstücke für die Kinder und Kindeskinde. Die Fotografien in der Kiste sind kleine Kunstwerke. Da wurde nicht einfach geknipst, um irgendeinen Augenblick festzuhalten, da wurde der ganz besondere Augenblick erfasst, der es verdiente, aufgehoben zu werden, für lange Zeit und vielfaches Hinschauen. Er arbeitete in einem kleinen Büro für Innenarchitektur und begeisterte seine Auftraggeber, wenn sie perfekte Planung und Stimmigkeit bis ins Detail zu schätzen wussten. Wenn es ihnen nur darum ging, die Rendite zu maximieren, war er der falsche Mann - zu gründlich, zu nachdenklich, zu langsam. Seine Bewerbungsmappe für eine Professur kann nun zurückgefordert werden. Obwohl Axel sich gar keine so großen Hoffnungen auf die Stelle gemacht hatte. Er konnte und wollte sich nicht selbst anpreisen, und es war ihm nur schwer vorstellbar, dass man ohne diese Fähigkeit heute noch etwas werden kann im akademischen Showbetrieb. Alle aber, die seine Präsentation kannten, waren sicher, dass es nicht leicht sein würde gegen diese

Arbeiten zu bestehen.

In der WG in Rosenheim lebte er eine ganze Weile neben Susanne her. Da schien nichts zu laufen zwischen den beiden. Die Zwei jedenfalls dachten so. Die anderen meinten schon, etwas zu spüren, stießen aber auf Unverständnis bei den Betroffenen. Bis die Stunde gekommen war beim Klönen am Abendbrotstisch, da lagen sie sich plötzlich in den Armen und eine große Nähe blieb, achtzehn Jahre lang. Bis sie innerhalb von nicht einmal 24 Stunden auseinander gerissen wurden.

Nur so kurz brauchte ein heimtückischer Bakterienstamm, um einen großen und starken Mann zu töten. Einen Fahrradunfall mit zwölf Jahren hatte Axel überlebt, nur die Milz musste damals entfernt werden. Jetzt war das wohl der Grund, dass eine für andere Menschen harmlose Infektion zum Kollaps führte. Ein Organ

**Ein Frühstück mit Zeitung,  
Teeschale - mittlere Größe,  
bei der Oberfläche und Tiefe  
ein gutes Verhältnis bilden.**

nach dem anderen versagte seinen Dienst. Am Ende piepten immer mehr Maschinen und konnten doch das Lebensende nicht hinausschieben. Die Angehörigen hatten es noch gar nicht recht realisiert, da ging die vorschnelle Nachricht schon durch die Medien: „In der vergangenen Nacht ist in Neukölln ein 45-Jähriger Mann an Meningitis gestorben.“

Geheiratet haben Axel und Susanne erst vor zwei Monaten. Das stand nicht an bis dahin. Lange fanden sie, dass dem Ja-Wort vom Anfang eigentlich nichts hinzuzufügen sei. Axel

und Susanne verband wohl die Verschiedenheit ihrer Temperamente. Susanne ist spontan, geht offensiv auf Menschen zu, sprudelt vor Ideen, liebt die Veränderung. Axel war von anderer Gangart. Am Morgen war Axel meist muffelig. Da saß er gern hinter seiner Zeitung und freute sich über nichts mehr als über eine leere Küche. Sein Brettchen lag vor ihm, das aus der Studentenbude, und ein Messer ohne Säge: denn das gute Holz vertrug keine scharfe Bearbeitung, und die Teeschale gehörte auf den Tisch: unbedingt mittlere Größe, bei der Oberfläche und Tiefe ein gutes Verhältnis bilden.

Axel las gern Fachzeitschriften, Susanne liebt Gedichte. Nur wenige Tage vor Axels Tod las sie ihm ein Gedicht von Ingeborg Bachmann vor. Nach der schrecklichen Nachricht war es plötzlich wieder da:

Hinter der Welt wird  
ein Baum stehen,  
eine Frucht in den Wipfeln,  
mit einer Schale aus Gold.  
Lass uns hinübersehen,  
wenn sie im Herbst der Zeit  
in Gottes Hände rollt!

Mit den zarten Worten dieser Zeilen fällt für Susanne der Schimmer eines Lichtes in die sonst so erbarungslos um sich greifende Dunkelheit.

Lilly, die dreijährige Tochter, erfasst die Situation noch nicht, sein Sohn Jakob will den Vater wieder haben. Trotzig fordert es der Sechsjährige immer wieder ein. „Wo ist Papa jetzt?“ will er wissen. „Ich will wissen, wo Papa jetzt ist!“ - er wiederholt den Satz oft und schnell; so schnell, dass vorerst noch gar keine Lücke bleibt, um mit ihm über eine Antwort nachzudenken.



Street  
Futura  
1992

Red graffiti tags, possibly including the word "BANK" in a stylized font.

Black graffiti tags including "BMW", "24", and "KITE".



Black graffiti tag: "NOCK"

# Veronika Schröter

1939 - 2013

Jörg Machel / „Gut geworden!“ hatte Veronika im letzten Telefonat zu ihrer Tochter gesagt. Sie meinte die drei kleinen Ölgemälde, die sie gerade fertiggestellt hatte. Sie standen auf der Staffelei, als man die Mutter tot in ihrer Wohnung fand.

Geboren wurde sie in Bautzen, einige Tage nachdem deutsche Truppen in Polen einmarschiert waren. An den Krieg und das Kriegsende erinnerte sie sich und an den schweren Start, den die Familie in der russischen Zone hatte. Es war schwierig, einen Platz in der neuen Gesellschaft zu finden. Weil der Vater ein Bauunternehmen betrieb, war der Tochter der Weg zum Abitur zunächst versperrt. Mit einem Brief an den Ministerpräsidenten klappte es dann doch, aber der Bruch mit dem System zeichnete sich ab.

Kurz vor ihrem 18. Geburtstag floh Veronika nach West-Berlin, kam nach Hessen, machte ihr West-Abitur und konnte endlich studieren: Architektur an der TU in West-Berlin. Sie musste sich allein durchschlagen, bekam nur hin und wieder Freispakete aus dem Osten.

Auch sonst war manches bei ihr anders als bei anderen. Es war eine Sensation, wenn sie als Frau zu Praktika auf Großbaustellen auftauchte. Da hieß es gönnerhaft: „Die steht ihren Mann.“ Es war ein ständiger Kampf um Anerkennung.

Wenn sie sich später an ihr Studium erinnerte, fielen große Namen: Richard Neutra, Walter Gropius, Ernst Bloch. Für Veronika eröffnete sich eine neue Welt, sie war dabei,

**Da hieß es gönnerhaft: „Die steht ihren Mann.“**

als die Studenten gegen die alte Welt aufbegehrten.

Sie heiratete ihren Kommilitonen Christoph, die erste Tochter kam zur Welt. Nach drei Jahren die Scheidung. Doch es verband die beiden so viel, dass sie wieder zusammenfanden. Eine zweite Tochter wurde geboren. Nebenher das Studium und die Arbeit – ein Lebensmodell, das von vielen misstrauisch betrachtet wurde. Veronika gehörte zu jenen Frauen, die das Arbeitsleben neu definierten: selbstbewusst und leistungsstark, nicht mehr die dienenden Zuarbeiterinnen der Männer. Ihre Leidenschaft galt der Stadtentwicklung und der Wohnungspolitik.

Anfang der siebziger Jahre engagierte sie sich in der Wählerinitiative für Willy Brandt. Günter Grass hatte sie ins Leben gerufen. Er und Veronika entdeckten die Liebe füreinander. Von ihm bekam sie ihr drittes Kind. In eine Ehe mündete die Leidenschaft der beiden aber nicht; irgendwann ging jeder wieder eigene Wege, ohne dass sie sich aus den Augen verloren.

Nach einigen Stationen in der westdeutschen Provinz landete Veronika wieder in Berlin und wurde in den Planungsstab von Bausenator Harry Ristock berufen. Sie begegnete vielen Menschen, deren Namen man noch kennt. Gern erzählte sie von einem Besuch bei Gustav Heinemann,

der gerade Strohwitwer war und sich von ihr bekochen ließ. Max Frisch traf sie, als sie Geburtstag hatte. Statt Blumen bot er ihr das „du“ an; eitel, aber nett gemeint. Für Günter Grass besorgte sie die feministische Literatur für seine Recherchen zum „Butt“ und wurde selbst zur interessierten Leserin. Das blieb nicht folgenlos für das Mikroklima in ihrer Beziehung und lässt sich im fertigen Roman gut nachverfolgen. Viele große Namen gehörten zu ihrem Bekanntenkreis; die Wertschätzung, mit der sie sie erwähnte, hing aber immer von der menschlichen Größe ab, die sie dahinter vorgefunden hatte.

Der Ost-West-Konflikt durchzieht ihr Leben wie ein roter Faden. Auch nach ihrer Flucht hielt sie Kontakt zur Familie in Bautzen. Nach dem Mauerfall wurde ihr altes Familieneigentum rückübertragen, und sie konnte sich nun nach der Architektur ganz der Malerei widmen.

Oft war sie ein ausgesprochen geselliger Mensch – und dann auch wieder ein sehr einsamer. Sie konnte eine wunderbare Unterhalterin sein, verstand es, Freundschaften zu schließen, und war doch grüblerisch, manchmal schwermütig und drohte sich in diesen Stunden zu verlieren. Ein Ausgleich zwischen ihrer starken, zupackenden Seite und diesem Leiden an sich und an der Welt gelang ihr im Alter immer weniger.

Ihr letzter Bildzyklus ist in dunklen Farben gehalten, das Motiv ist abstrakt und hat doch eine große Leuchtkraft. Vielleicht ein Selbstportrait.



M-13  
B-13



# Andreas Schulz

1964 - 2013

Jörg Machel / Nie hat Andreas die Szene vergessen, als die Nonne im Kinderheim ein anderes Kind auf ihrem Schoß hatte und ihn brüsk zurück stieß. Dabei hatte er doch nur seinen anvertrauten Platz eingefordert. Später erfuhr er, dass diese Erziehungsmaßnahme von der Oberin angeordnet war. Den Nonnen war es verboten, zu enge Bindungen mit ihren Schützlingen aufzubauen. Damit hatte er die einzige Bezugsperson verloren, an die er sich erinnern kann, wenn er an seine ersten Lebensjahre zurück denkt. Seine Mutter hat Andreas nicht kennengelernt. Sie hatte ihn sofort nach der Geburt zur Adoption frei gegeben. Über die leiblichen Geschwister erfuhr er, dass diese bei den Großeltern aufwuchsen. Die alten Leute sahen sich nicht in der Lage, noch ein weiteres Kind aufzunehmen. Er war zuviel! Auch bei den Adoptionen blieb er übrig, obwohl er ein hübsches Kind war. Die Stellung seiner Augen und die hohe Stirn diagnostizierte man im Heim fälschlicherweise als Downsyndrom und deshalb hielt man ihn zurück. So war Andreas bereits im Vorschulalter, als er endlich adoptiert wurde. Er war das zweite angenommene Kind in dieser Familie. Die Freude über sein neues Zuhause verflog, als er mitbekam, dass man ihn aufnahm, weil das erste Kind einen Spielkameraden wollte. Wieder, so schien es ihm, war nicht er gemeint. Wirkliche Geschwisterlie-

be wollte zwischen den beiden Jungen denn auch nicht aufkommen. Es war ein stetiger Kampf um Respekt und Anerkennung in der kleinen Familie. Andreas, als der Jüngere, zog dabei meist den Kürzeren. Als der Bruder bei einem schweren Brandunfall entstellt wurde, verlor Andreas auch den Schutz, der ihm als dem Schwächeren zustand. So suchte er schon mit 14 Jahren der Familie zu entfliehen. Er entdeckte das Alkoholversteck des Ziehvaters in dessen Kleiderschrank und bediente sich. Halt suchte er bei einem Mädchen, doch diese Beziehung war nicht von Dauer. Jungen zogen ihn mehr an, auch Männer. Es folgten wilde Zeiten. Als der Vater den Brief eines Liebhabers fand und so von seiner homosexuellen Orientierung erfuhr, begegnete die Familie dem Jungen mit Beleidigungen, mit Häme und ohne jedes Verständnis. Ein Aufenthalt in der Provinz sollte Andreas wieder auf die rechte Spur bringen. Doch das Experiment misslang. Die Freiheit der Großstadt lockte ihn mehr als das Leben, das sich die Familie für ihn erträumte. Andreas lernte seinen Namensvetter Andreas kennen. Die Beziehung begann als flüchtige Sexbekanntschaft und wurde schnell viel mehr. Am Ende eine langjährige Liebe bis zum innigen Abschied auf dem Totenbett. Der ältere Freund zeigte

Andreas einen Weg aus der Schmutzdecke. Durch ihn lernte er, sein Schwulsein ohne Tarnung zu leben. Durch ihn fand er allerdings auch vom Alkohol zu den harten Drogen. Und seine Drogenabhängigkeit war es, durch die er sich den Einstieg in die Berufstätigkeit verbaute. Als ausgebildeter Krankenpfleger hatte er gute Chancen auf eine gesicherte Existenz. Weil er sich aus dem Medikamentschrank bediente, kam es zur fristlosen Kündigung. Am Ende war es

**Wieder, so schien es ihm, war nicht er gemeint. Er entdeckte das Alkoholversteck des Ziehvaters und bediente sich.**

aber der Alkohol, der ihn die Stabilität, die Gesundheit und schließlich das Leben kostete. Oft versuchte Andreas von dieser Sucht loszukommen und scheiterte immer wieder. Hinter Lügen und Geschichten versuchte er, sein Scheitern zu verbergen. Dabei war das überflüssig, denn jeder, der ihn kannte, wusste, wie es um ihn stand, und wer ihn wirklich mochte, der stand zu ihm, auch ohne alle Maskerade.



# Inge Schillings

1957 - 2013

Inge hatte mit den Männern abgeschlossen. Schade eigentlich, sagte sie. Aber mit 50 findet man keinen mehr. Schön war das Leben trotzdem. Sie hatte ihre Tochter Lara, sie hatte den Chor, sie ging gern zur Arbeit in die Kita. Die Nachbarschaft stimmte und die Miete zum Glück auch noch. Alles im Lot.

Aber Inge wollte immer noch das große Glück und nicht nur die kleine Zufriedenheit. Wo waren die Schmetterlinge im Bauch? Es war doch noch Sommer. Sie war fit, sah gut aus, sie kam gut an.

Und dann kam Hans, ganz unspektakulär. Sie kannte ihn ja schon seit über 20 Jahren, es gab auch mal eine Affäre, lange her. Und jetzt, plötzlich war es wieder da, das Kribbeln im Bauch und der Widerstand im Kopf: Ist doch Unsinn, kann doch gar nicht sein. Ich spinne. Alle sollten wissen, dass sie spinnt. Sie sprach mit den Freundinnen darüber, mit den Kolleginnen, mit der Tochter. Sie fragte: Kann das sein? Und ließ keinen Raum für die Antwort. Klar, es ist so und es ist gut.

Nervig waren die blöden Bauchschmerzen. Sie kamen immer wieder und die Ärzte waren ratlos. Aber keine Angst, kein Krebs.

Und dann doch. Eine Operation brachte Gewissheit, und dann wurden auch noch Geschwüre in der Lunge gefunden. Aber Inge war doch so glücklich, und Hans war da und

**„Das kann doch nicht sein, dass es mir so gut geht und ich am Ende sterben muss?“**

stand fest an ihrer Seite. Da waren sie sich sicher: Glück und Liebe sind die beste Medizin gegen jede Art von Krankheit. Die Therapie aus Chemo und Glück schien anzuschlagen. Inge strahlte weiter. Sie fühlte sich gut. Manchmal kam die Angst, aber so blöd, so falsch konnte es doch gar nicht laufen: „Das kann doch nicht sein, dass es mir so gut geht und ich am Ende sterben muss?“

Die Unsicherheit, ob die Liebe zwischen ihr und Hans nur ein Wiederaufflammen alter Leidenschaft sein könnte, war verflogen. Irgendwann werden sie heiraten, so viel war klar.

Dann aber nahm die Krankheit ihren Lauf, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, ungeachtet jeden Glücks. Es wurden Metastasen in ihrem Kopf entdeckt, eine weitere Operation war nötig, es gab Komplikationen. Nach einem Schlaganfall fiel ihr das Reden schwer. Der poltrige Auftritt einer Ärztin machte aus der Ahnung Gewissheit: Die verbleibende Lebenszeit war kurz, sehr kurz. Das Krankenhaus wurde zu ihrem Zuhause. Das Einzelzimmer wurde zur Wohnung, ein Bett wurde dazugestellt, und Hans blieb bei Inge, Tag und Nacht.

Die Zeit lief ihnen davon und Hans wollte endlich laut ausgesprochen wissen, was offenbar war: Wir gehören zusammen! Lass uns heiraten, bat er. Sie hofften, dass ihnen noch etwas Zeit geschenkt würde. Sie planten ein Fest, im Rollstuhl zwar, aber mit großem Bahnhof.

Dazu kam es nicht mehr. Der Pfarrer wurde ins Krankenhaus gerufen, am Sonntagnachmittag. Besser etwas früher, wenn es geht. Eine kleine Runde hatte sich um das Krankbett im geschmückten Patientenzimmer versammelt. Inge war schwach, aber glücklich. Die Tochter war mit ihrem Freund gekommen, eine Cousine mit Familie, ein paar Freunde. Inge und Hans gaben sich das Ja-Wort und versicherten sich ihrer Liebe im Leben und über das Leben hinaus.

Sie wechselten die Ringe, und Hans' Finger schwoll unter dem zu engen Ring bedrohlich an, er musste in die Rettungsstelle. Eine halbe Stunde später kam er mit zersägtem Ehering zurück und die Runde schüttelte sich aus vor Lachen. Dann löste sie sich auf.

Zurück blieben Hans, Lara und ihr Freund. Inge hatte ihre letzte Lebenskraft aufgebraucht. Schön war es, sagte sie. Und dass sie glücklich sei mit Hans. Zwei Stunden nach der Heirat starb sie. Am Sonnabend ist die Beerdigung auf dem Alten St. Matthäus-Friedhof.



# Johannes Hupka-Enwaldt

1960 - 2013

Jörg Machel / Wer die beste Mama sei, sollten die beiden Kinder sagen, und sie waren sich einig: Johannes! Johannes schickte die Kinder in die Schule, erwartete sie mit fertigem Essen und verbrachte viel Zeit mit ihnen. Seine Frau sorgte dafür, dass die Haushaltskasse stimmte. Sie war viel unterwegs: In allen möglichen Weltgegenden drehte sie Filme und Johannes machte sich Sorgen, ob der nächste Job nicht viel zu gefährlich sei. Sie schlossen eine Lebensversicherung ab, die wenigstens das finanzielle Risiko abdecken sollte – gegen die Sorgen um die Frau in der Ferne half sie nicht.

Die Familie hatte einen Rhythmus gefunden, der für alle stimmte. Die Frau liebte ihren Job, die Kinder waren gut versorgt, und Johannes gefiel sich in seiner Rolle. Er konnte sie so ausfüllen, wie er es wollte, lebensfroh, effizient und immer im Kontakt zu den Menschen, die ihm am Herzen lagen.

So hatte er auch in seinem Beruf als Schauspieler gearbeitet. Mit Leidenschaft und mit Blick darauf, dass auch die emotionale Bilanz stimmt.

Nach der Schauspielausbildung hatte er nicht den sicheren Hafen gesucht, sondern das wilde Meer. Er liebte und machte experimentelles, freies Theater. Viel Geld war damit nicht zu verdienen. Als

**Johannes hatte alte Kontakte wieder aufgenommen und war dabei, wieder voll einzusteigen.**

die Kinder da waren, musste er mit seiner Zeit haushalten und nahm ein Engagement im Filmpark Babelsberg an. Dort hat er eine regelmäßige Show moderiert.

Die Kinder erinnern sich gern an diese Zeit und die wunderbare Atmosphäre auf dem Gelände, an den Feuerzauber, die Autostunts, die Lautsprecherdurchsagen, die Lichteffekte. Sie waren stolz, dass ihr Vater da mitmachte. Johannes brachte seine Künstlernatur auch ins Familienleben ein, eine Sammlung von Liebesbriefen, Gedichten, Kühlschranksweishei-

ten hat er zurück gelassen. Und einen wunderbaren Brief an den Sohn zu dessen Konfirmation: Was Kinder in diesem Alter so dringend brauchen und so selten bekommen, hat er geliefert, eine Würdigung und eine Ermutigung, nicht von oben herab, sondern dankbar und liebevoll.

Als die Kinder größer waren, sollte die Schauspielerei wieder mehr Raum gewinnen. Johannes hatte alte Kontakte wieder aufgenommen und war dabei, wieder voll einzusteigen. Alles schien perfekt. Die Ehe war gut, Tochter und Sohn entwickelten sich prächtig, Johannes sah eine Perspektive auch jenseits des Haushalts.

Eine gute Bilanz, um vor dem Schlafengehen noch mal vor die Tür zu treten, in die Sterne zu schauen und eine Zigarette zur Nacht zu rauchen. Die Zeit verstrich und Johannes kam nicht zurück. Auf der Straße war er nicht zu sehen, bei den Freunden im Nachbarhaus war er nicht auftaucht. Nach langem Suchen fanden sie ihn im Garten, vor dem Fenster liegen. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Niemand hatte an Johannes gedacht, als die Lebensversicherung abgeschlossen wurde. „Nicht weinen“ war der Titel seines letzten Theaterstücks.



# Hans Gross

1933 - 2013

**Wie radikal er war,  
merkte man oft erst,  
wenn er ging.**

Jörg Machel / Von seinen vielen Reisen hatte er nur wenige Bilder in der Schublade, die wesentlichen Erinnerungen behielt er im Kopf und im Herzen. Man musste ihn nur antippen und er breitete seine Geschichten und Anekdoten aus. Den Globus hat er mehrfach umrundet, vor allem zur See.

Hans kam aus Köln, den Dialekt hat er behalten und in die Welt hinausgetragen. Alle Sprachen, die er sich in seinen Wanderjahren aneignete, färbte er damit ein: Englisch, Schwedisch, Italienisch. Selbst das kleine Latein hatte er in diesem Sound absolviert.

Hans' Wanderleben begann gleich nach dem Krieg, in dem sein Kölner Elternhaus zerbombt worden war. Er machte eine Schlosserlehre und nahm sein Schicksal in die Hand. Ein erster Auslandsjob führte ihn in die Schweiz, dann baute er Gasöfen in Italien.

Schließlich fuhr Hans nach Hamburg und heuerte auf einem Bananendampfer an, der „MS Hornbay“. Die erste Schiffsreise führte ihn über den Atlantik nach Curacao. Wenn er auf den Fahrten genug Geld angespart hatte, reiste er über Land, sammelte Stempel in seinem Pass und Eindrücke, die schon wenige Jahre später nicht mehr zu bekommen waren. Seine erste große Tramptour ging 1957 auf abenteuerlichen Pfaden bis nach Indien. Lange bevor die Hippies die-

Route entdeckten, hatte Hans die Menschen und Kulturen erkundet. Stundenlang konnte er davon erzählen. Kein großer Hafen, den er nicht kannte und mit einer Geschichte verband.

Aber Hans hielt Abstand, das zeichnete ihn aus. Den Menschen und Kulturen näherte er sich mit Respekt. Und gerade seine Zurückhaltung öffnete ihm Türen, die anderen verschlossen blieben. Hans drang nicht ein, er wurde hereingebeten.

1961 lernte er Annika kennen, eine Schwedin. Gemeinsam bereisten sie die Welt. Spektakulär war die Umrundung des Mittelmeeres auf dem Moped im Jahr 1964. Zusammen heuerten sie auf Schiffen an, allerdings nur auf skandinavischen, denn anderswo waren Frauen in der „christlichen Seefahrt“ damals noch nicht geduldet.

Hans war Maschinenschlosser, ein stolzer Arbeiter. Als die Studenten Ende der sechziger Jahre ihre Liebe zur Arbeiterschaft entdeckten, sahen manche in ihm eine willkommene Projektionsfläche. Hans bewegte sich souverän in der studentischen Szene, hielt aber immer einen gewissen Abstand. Er taugte nicht als Vorzeigeobjekt für irgendwelche Theorien. Als er nach einer langen Asienreise Anfang der siebziger Jahre nach Berlin kam, fand er schnell einen guten Job - und kündigte ihn nach wenigen Monaten,

weil man einen Kollegen schlecht behandelte. Wo er Unfreiheit spürte, zog er sich zurück. Wie kompromisslos er war, wie radikal, merkte man oft erst, wenn er ging.

Anfang der Achtziger ließ er sich in Berlin nieder, nahm eine Hauswartsstelle an und teilte sein Leben bald mit Gisinda. Ihre Leidenschaft für die Amischen, Herrnhuter, Hutten und andere kleine Gemeinschaften der historischen Friedenskirchen, faszinierte auch ihn. Gemeinsam bereisten sie die USA und Kanada, um diese Lebensformen zu studieren.

Die letzten zehn Berufsjahre war Hans Haus- und Kirchwart einer evangelischen Gemeinde. Wenn er in die Gemeindegemeinde kam, umschwärmten ihn sofort die Kinder, und wenn er anfang zu erzählen, dann war das besser als im Kino.

Wenn von den Großen dieser Welt die Rede war, verwies Hans mit trockenem Humor darauf, dass man nicht nur Goethes Bett in Weimar besichtigen kann, auch Hans' Koje gibt es noch: Man findet sie in Bremerhafen auf dem Ausstellungsdampfer „MS Seefalke“. 1969 war Hans an Bord, als der Hochseeschlepper von seiner letzten Fahrt heimkehrte und im Schiffahrtsmuseum festmachte. Hans Gross hat seinen letzten Ankerplatz auf dem Friedhof der Herrnhuter Brüdergemeine in Berlin Neukölln gefunden.





# Gabriele Schopp

1955 - 2015

Jörg Machel / Wabi-Sabi, das ist ein ästhetisches Konzept aus Japan, nach dem Vollkommenheit erst in der Brechung zur Geltung kommt. Der kleine Fehler macht die Teeschale perfekt, nicht ihre makellose Rundung. Der Satz „Das ist ein echter Gabi“ bedeutete, dass die Tür ein wenig klemmte, die Figur wackelte, die Küche nach dem Kochen wie ein Schlachtfeld aussah. Der große Wurf war wichtig, das Ergebnis als Ganzes musste stimmen. Am kleinen Makel stören sich Kleingeister – sie sah darüber hinweg. Der rechte Winkel lag ihr nicht und der millimetergenaue Anschluss gelang ihr selten.

Sie blühte auf, als sie mit Naturholz zu arbeiten begann, das Material so nahm, wie sie es vorfand. Rundungen und Kanten, von der Natur geschaffen, so zusammenzufügen, dass daraus ein brauchbares Möbelstück entstand, das war ihr Ding.

Gabi suchte sich das Umfeld, wo ihre Ecken, Kanten und Rundungen akzeptiert wurden, wo niemand an ihr herumfeilen wollte. Über die Hausbesetzerbewegung, zu der sie schon in Bielefeld Kontakt hatte, fand sie in Berlin ihr Zuhause in der Kreuzberger Regenbogenfabrik. Der politische Anspruch sollte sich verbinden mit dem guten Leben, die Solidarität mit den Schwachen sollte sich paaren mit der Toleranz gegenüber jeglichen Schwächen, den eigenen und denen der Anderen. Viele Projekte der Hausbesetzerzene begannen mit großen politischen Konzepten und endeten als Eigentümergenossenschaft mit peinlich hoher Rendite. Die Leute aus der Regenbogenfabrik woll-

**Am kleinen Mangel stören sich Kleingeister. Sie sah darüber hinweg.**

ten immer mehr als ein mietfreies Zuhause: Zusammen leben und miteinander arbeiten.

Es war ein weiter Weg vom wohl geordneten Zuhause bis in die besetzte Fabrik. Die Fürsorge von Mutter und Vater zielte darauf, dass auch bei Gabriele alles in geordneten Bahnen läuft, solide Ausbildung, sicherer Job. Dafür aber war sie nicht die richtige. Vielleicht wurde der Keim ja schon gelegt, als sie die Bielefelder Labor- schule des Reformpädagogen Hartmut von Hentig besuchte. Auf jeden Fall haben Reisen nach Südamerika und auf den Balkan Weichen gestellt. Dort lernte sie die Kultur der Improvisation zu schätzen. Und dann gab es noch die große Schwester, die schon vor ihr in die alternative Szene von West-Berlin eingetaucht war.

In einem Film über solidarische Ökonomie sagte Gabi über ihre Arbeit in der Regenbogenfabrik: „Ich bin 1987 nach Berlin gezogen, zufällig ins Vorderhaus, und da ich Tischlerin war, passte mir das natürlich ganz gut, dass hier eine Werkstatt war. Es waren Tischlerinnen und Tischler schon drin, aber die Werkstatt war ziemlich runtergekommen, und es war alles zugerümpelt, und die waren eigentlich dabei auszuziehen. Ich wurde anfangs sehr skeptisch von den Leuten der Regenbogenfabrik beäugt: Na, was ist denn das für eine?“

In der Werkstatt hat sie Herzblut gelassen. Und auch im Regenbogenkino mischte sie kräftig mit. In der letzten Zeit hat sie häufig in der Kantine gearbeitet. Ihre Kochkünste waren legendär, das Chaos, das sie in der Küche hinterließ, gefürchtet. Unschlagbar waren ihre „Malfatti“, eine Art Spinat-Gnocchi. Einige wenige kennen das Rezept, ab und zu kommt es noch auf den Tisch in der Kantine.

Gabi hinterließ Spuren.

Sie baute Puppen, malte Bilder, inszenierte Stücke, drehte Filme, prägte Kinder und Jugendliche in wichtigen Phasen ihres Lebens. Nichts von dem, was sie tat, war vollkommen, Preise gewann sie keine mit ihren diversen Unternehmungen. Aber sie erntete spontanen Applaus und bewegte die anderen mitzumachen.

Gabi konnte nerven, brachte Leute zur Verzweiflung; sie nannte ihre Art „spontan“, andere fanden sie chaotisch. Sie war so schnell und assoziativ, dass es nicht ganz leicht war, ihr zu folgen. Manchmal schien es, als könne sie selbst mit dem eigenen Tempo nicht Schritt halten.

Fassunglos war sie, als man vor zwei Jahren Lungenkrebs bei ihr diagnostizierte. Sie wollte leben und wehrte sich gegen den Tod. Und die Chemotherapie wirkte. Im April verkündete sie: „Ich glaube, ich hab's geschafft.“ Dann aber kam die Krankheit zurück, und wieder reagierte sie fassunglos und hielt dagegen. Diesmal siegte der Krebs.

Gabriele Schopp



**Themenzentrum Streitkultur » Du siehst mich auch im Streit «**



Jörg Machel



Julia von Dobeneck und Franziska Brantner



Lars Kirchhoff



Franz Alt



Hartmut Rosa



Ulla Gläßer



Angelika Obert



Bodo Ramelow



Themen zum Nachdenken



Eugen Drewermann



Warten lohnt sich



Ulrich Duchrow



Ingo Schulz



Eugen Drewermann



Gerhard Schöne



ZOFFOFF stellt sich vor



Dank allen Helfern



Streiten für die Wahrheit Die Rolle der Medien



Klaus Harzmann-Henneberg



Konfliktklärung im Kurzgespräch



Übungsstunde - Gewaltprävention



Seyran Ates



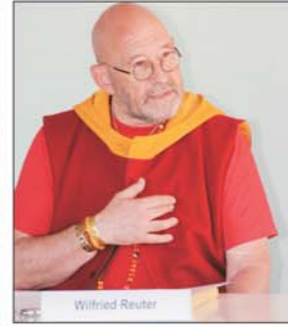
Christine Prubky



Agnes Gaertner



Streitfall - Arbeitserfahrung in der Kirche



Wilfried Reuter



Anja Moos



Ausstellung: „Luther im Netz“, Andrea Sroka



**Kirchentag 2017 in Emmaus vom 25. – 27.5.2017**

# Reinhard Hildebrand

1951 - 2016

Jörg Machel / Vierundsechzig Felder hat das Schachbrett; vierundsechzig Felder reichen aus für unzählige Spielzüge, Überraschungen, gemeine Finten, weitsichtige Planungen. Gern erzählte Reinhard die Legende, dass der Erfinder des Schachspiels bei seinem König einen Wunsch frei hatte. Er wünschte sich, dass man das Schachbrett mit Reiskörnern füllen möge und zwar so, dass ein Korn auf das erste Feld gelegt wird, zwei auf das zweite, vier auf das dritte und so weiter. Also immer doppelt so viele auf das jeweils nächste. Der König war erfreut über den bescheidenen Wunsch des Erfinders und willigte ein. Doch als er seinen Kämmerer schickte, um das Versprechen einzulösen, merkten sie bald, dass die Summe der Reiskörner so groß wurde, dass er dem Erfinder faktisch sein ganzes Königreich vermacht hatte.

Reinhard war nicht nur ein leidenschaftlicher Schachspieler, er mochte das ganze Drum und Dran. Das Aufstellen der Figuren, die Stille zwischen den Zügen, jede ungewöhnliche Zugfolge. Sein schwierigster Gegner war die Uhr, er reizte seine Zeit aus bis auf die letzte Sekunde. Schach ist ein ruhiges Spiel, das passte zu ihm.

Auch sonst spielte Reinhard gern. Der Tag vor der Abreise in den Urlaub war für die Familie ein Gräuel, wenn Reinhard all die Kleinigkeiten einpackte, die für ihn zu einem per-

fekten Urlaub gehörten, und den Stapel Spiele zusammenstellte, ohne den ein Urlaub öde werden würde. Über Jahrzehnte spielte er regelmäßig in seiner Malefizrunde nach ver-

**„Vater, mach die Musik leiser, wir müssen lernen!“**

schärften Regeln und auf einem eigens gefertigten Brett, denn es gab fünf Spieler; bei der Standardversion sind es höchstens vier.

Der Konfirmationspruch von Reinhard erwies sich als gut gewählt: „Alle Sorge werfet auf ihn, denn er sorgt für euch.“ Er konnte das, seine Sorgen loslassen, entspannen, sein Leben gestalten, ohne dabei in Hast zu geraten. Reinhard achtete die Kleinigkeiten des Lebens, den gut zubereiteten Kaffee, Rituale in der Küche und am Esstisch. Er richtete sich die Leseecke ein, legte eine Platte von Frank Zappa auf und war zufrieden mit sich und der Welt. Es kam vor, dass seine Kinder durch die Wohnung brüllen mussten: „Vater, mach die Musik leiser, wir müssen lernen!“ An der Wand seines Zimmers hing ein Bummerang. Auch der passte zu ihm. Man wirft das Holz, wartet, und es

landet wieder in der Hand. Man braucht etwas Geschick und die nötige Gelassenheit, nichts wäre törichter, als dem Holz hinterher zu laufen.

In seinem Job kümmerte sich Reinhard um Jugendliche, die dringend der Hilfe bedurften. Auch da hatte er einen eigenwilligen Ansatz. Er nervte nicht mit voreiligen Interventionen und erreichte gerade so die jungen Leute. Erst wenn der Schnupfen da war und sie Trost bei ihm suchten, setzte er ein mit seiner Belehrung über die richtige Kleidung. Vorher hatte es ohnehin keinen Zweck. Nicht all seine Kollegen teilten diesen gelassenen, aber erfahrungsgestützten Ansatz. Wer schneller ans Ziel wollte, hielt es selten lange aus in diesem anstrengenden Job. Reinhard blieb für seine Jungs da. Als er starb, traf sie sein Tod so schwer wie der eines nahen Angehörigen.

Reinhard ließ alle ratlos zurück. Hier starb kein gestresster Mensch, der für seine ungesunde Lebensweise zahlen musste; es gab keine Krankheit, gegen die er den Kampf verlor, es gibt nichts, was seinen frühen Tod erklären konnte. Er wurde an einem Samstagmorgen tot in seinem Bett gefunden; sein Herz hatte aufgehört zu schlagen, einfach so.

Vierundsechzig ist die perfekte Zahl, hatte Reinhard gesagt, da passt eigentlich alles rein. Er wurde vierundsechzig Jahre alt.



01.04.16, 19 Uhr  
Bu

VOL 2 — V — VOL

NO RULES CONCERTS proudly presents:



THE ONLY GOOD PUNKS ARE  
~~DEAD~~ PUNX!

tat  
Erleuch  
y, wie sich  
ufe  
erän

THE BIG BEAT FROM BOSTON  
MICK AND MAIDES

CORTIN  
die. tou

moment

# Jürgen Jahns

## 1961 - 2016

Jörg Machel / An drei mächtigen Institutionen hat sich Jürgen Jahns gerieben: an Gott, an der Computerindustrie und an der Drogenpolitik.

Schon mit Gottes allererstem Gebot hatte Jürgen ein Problem. Gott gebot Adam und Eva, nicht vom Baum der Erkenntnis zu naschen. Jürgen fand: Lieber aus dem Paradies vertrieben werden, als auf die Droge Erkenntnis zu verzichten.

Dass da ein Individualist heranwuchs, war früh schon zu erkennen: Wenn andere Kinder die Erzieherin umlagerten, werkelte er in der Küche. Wenn das Spielzimmer frei war, weil alle draußen tobten, baute er seine Bausteinwelten. Erst als Heranwachsender wurde es schwieriger, nicht so zu sein wie die anderen.

Er musste seine Winkel erst finden. In der Nischenwelt der „Freien Software“ fühlte er sich Zuhause. Mit missionarischem Eifer erklärte er jedem, der es hören wollte, und vielen, die es nicht hören wollten, welchen Schaden Microsoft, Apple, Google anrichten. „Nichts, was du von denen bekommst, ist umsonst, und der Preis, den du am Ende bezahlst, ist immer zu hoch.“ Die Liste, mit der er das zu beweisen wusste, war lang, zu lang für mäßig interessierte Zuhörer. Aber man musste nicht alles verstehen, was er zu sagen hatte. Es genügte, wenn am Ende die Entscheidung stand: für die „Freie Software“ mit offenen Quellcodes und einer kritischen Community. Niemand darf den Zugang zum Baum der Erkenntnis behindern.

Gut zehn Jahre lang befand sich Jürgen im aktiven Dienst für diese

Überzeugung, und zwar im Internetkeller der Kreuzberger Emmauskirche. Als ABMler hatte er ein halbes Dutzend betagte Computer zu einem Netzwerk verbunden und internettauglich gemacht. Für viele Kreuzberger war dieser Internetkeller ihr kostenloses Tor zur Welt, zu Freunden in der Ferne, zu überlebenswichtigen Informationen im Antragsdickicht.

**Alles ist erlaubt. Doch nicht alles ist nützlich.**

Nach der ersten Arbeitsmaßnahme folgte eine zweite, dann war für eine Weile Schluss. Jürgen blieb seinen Kunden treu, ehrenamtlich. Dann gab es mal wieder eine Maßnahme und wieder eine Durststrecke. Am Ende stand der Versuch, sich als Berater für „Freie Software“ selbstständig zu machen, ohne seine ehrenamtlichen Dienste einzustellen. Inzwischen hatten zwar auch arme Leute irgendeine Art von Internetzugang, aber auch sie blieben ihm treu, ließen ihre schrottigen Laptops von Jürgen pflegen und akzeptierten, dass nur saubere Software drauf kam. Die dazugehörenden ausführlichen Gespräche führten sie gern – nur zu persönlich durfte es nicht werden. Da hielt Jürgen sich bedeckt. Seine Privatsphäre war ihm heilig. Sonst hätte er auch gleich ein Handy benutzen können. Er wusste schließlich, was diese kleinen Spione alles verrieten.

Neben den Computern gab es ein zweites Feld, auf dem Jürgen ähnlich

leidenschaftlich unterwegs war: Er engagierte sich für die bewußtseinerweiternden Drogen. Wo er doch schon das göttliche Verbot zum Konsum verbotener Früchte nicht akzeptiert hatte, ließ er sich von weltlichen Institutionen schon gar nichts verbieten. „Alles ist erlaubt.“, so predigte Jürgen – und fügte ganz im Sinne des Apostels Paulus hinzu: „Doch nicht alles ist nützlich.“ Das wusste er gut, zu viele seiner Freunde haben Schaden genommen durch ihren Drogenkonsum. Doch er bestand darauf: Mit dem richtigen Wissen ausgestattet, öffnen Drogen Tore in tiefere Bewusstseinszustände. Das sollte man sich von niemandem verbieten lassen. Auf Festivals und in Diskotheken baute er seine Infostände auf, warb für einen aufgeklärten Umgang mit Drogen und warnte vorm Missbrauch.

Selbst über Religion konnte man mit Jürgen nicht diskutieren, ohne dass er auf die erhellende Wirkung des LSD zu sprechen kam. Das öffnete Türen, die normalerweise erst in der Todesstunde aufgestoßen würden. Der Krebs hat die seine schon früh eingeläutet.

Jürgen war ein Sonderling. Aber seine Menschenfreundlichkeit, seine Großzügigkeit, seine Empathie bewahrten ihn davor, in kleinen Zirkeln zu verbittern. Er starb am Krebs. Beim Trauergottesdienst saßen seine Mitstreiter mit gläubigen Christen, leidenschaftlichen Drogengegnern und gut bezahlten Softwareentwicklern zusammen und trauerten um ihn.



ALIAS



# Anatoli Lambrech

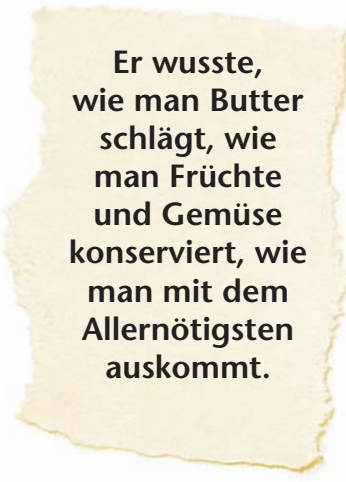
1942 - 2016

Jörg Machel / Als Anatoli Lambrech zur Welt kam, waren die deutschen Truppen noch im Siegesrausch. Im Februar 1943, zu seinem ersten Geburtstag, verloren sie die Schlacht um Stalingrad - die Wende des Krieges.

Anatoli war in Russland zur Welt gekommen, seine Mutter hatte deutsche Vorfahren, es wurde deutsch gesprochen. Sein Vater, Ukrainer, kämpfte gegen die Deutschen an der Front. Mutter und Kinder gerieten unter deutsche Besatzung und wurden in Richtung Westen evakuiert. So landeten sie bei Frau Storch in Sukow nahe Potsdam.

Nach Kriegsende wurden die ehemaligen Sowjetbürger, auch die deutschstämmigen, auf Befehl Stalins zurückbeordert. Nach den Exzessen der ersten Nachkriegstage ahnte man, was das bedeutete. Auch Frau Storch befürchtete das Schlimmste für ihre Mitbewohner, die ihr ans Herz gewachsen waren. Sie steckte ihnen ein Stofftúi mit Tafelsilber zu. Womöglich hat ihnen dieses Zahlungsmittel das Leben gerettet. Zuerst wurden sie nach Sibirien verfrachtet und vegetierten unter Bedingungen, die viele nicht überlebten. Dann konnten sie nach Kasachstan ziehen, wo die Bedingungen besser waren. Dort wuchs Anatoli auf.

Draußen sprach man russisch, zuhause deutsch. Das Verhältnis der Russen zu den Deutschstämmigen war ambivalent: Einerseits wurden sie als „Faschisten“ beschimpft, als direkte Nachbarn und bei der Arbeit waren sie geschätzt. So war es nicht ungewöhnlich, dass Anatoli im Kolchos Brigadier werden konnte. Man



**Er wusste,  
wie man Butter  
schlägt, wie  
man Früchte  
und Gemüse  
konserviert, wie  
man mit dem  
Allernötigsten  
auskommt.**

lobte seinen Fleiß, seine Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Anatoli war fähig, einigermaßen selbstständig arbeiten zu können. Es machte ihn glücklich, dass sein Arbeitsplatz die Natur war. Manch ein Frust über die sozialistische Planwirtschaft war leichter zu ertragen, wenn er durch die Felder fuhr und die Jahreszeiten auf seiner Haut spürte.

Als die Sowjetunion zusammenbrach und seine drei Töchter sich in Richtung Deutschland aufmachten, entschlossen sich auch Anatoli und seine Frau, die Koffer zu packen und einen Neuanfang in der Heimat der Vorfahren zu wagen. Es waren so viele schon vor ihnen gegangen und bereut haben es nur wenige. Mitte der neunziger Jahre zogen die beiden nach Berlin in die Nähe der Kinder.

Gern erzählte Anatoli von seinem ersten Besuch im Baumarkt. Nichts hat ihn so fasziniert wie diese Fülle an Gerätschaften und Materialien. Dutzende Brot- und Salamisorten im Supermarkt befremdeten ihn, aber dass man bei „Obi“ den Dübel und den Spezialbohrer finden konnte, den

man gerade brauchte, das begeisterte ihn noch nach Jahren. Gefragt aber war Anatoli in Berlin vor allem, weil er gelernt hatte, ohne diesen Service auszukommen. Schon bald nach seiner Ankunft begann er, sich im Museumsdorf Düppel zu engagieren. Er beherrschte Technologien, die in Deutschland schon in Vergessenheit geraten waren. Wie bei ihm zuhause Butter geschlagen wurde, konnte er erklären, wie man Früchte und Gemüse mit einfachen Mitteln konserviert, wie man mit dem Allernötigsten auszukommen vermag. Er war ein Kompendium verlorengelaubten Wissens. Sein besonderes Interesse aber galt den Tieren. Er brachte Konrad, den Ochsen, dazu, einen Wagen zu ziehen, er pflegte das Schweinepaar Fridolin und Eleonore mit Hingabe. Mit der Imkerei hat er noch im Alter angefangen und sich auch auf diesem Gebiet schnell zu einem kompetenten Fachmann entwickelt. So war er auch davor gefeit, sich in der Gemeinschaft der Russlanddeutschen einzugliedern. Wo er sich bewegte, fand er Freunde jeglicher Herkunft und jeglichen Alters.

Und es ergab sich in Deutschland noch ein Neuanfang für Anatoli. Als er 55 war, traf er erstmals in seinem Leben seinen Vater. Der war 90. Als Zwangsarbeiter hatte es ihn nach Süddeutschland verschlagen und er war geblieben, um nicht vom KGB der Kollaboration bezichtigt zu werden. So konnte es erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zu dieser späten Familienzusammenführung kommen. Anatoli sah es als große Gnade an, sich im Alter noch mit seiner Lebensgeschichte versöhnen zu können.



# Gerhard Weiland

1949 - 2016

Jörg Machel / Erinnerungen an die Kindheit und Jugend hat Gerhard Weiland stichwortartig festgehalten: „kahler, halbdunkler Raum, quietschendes Bettgestell, eingeklemmter Finger, Verlassensein, Schreien, Angst, Wimmern. Später: kratzende Unterwäsche, piekende Pullover, schwere Schnürstiefel mit Fußeinlagen aus scharfkantigem, lederbezogenen Metall.“

Damals hieß er noch Nowadnick und lebte bei der Großmutter in Neukölln und am Wochenende bei der jungen Mutter in Kreuzberg. Den Nachnamen seiner Frau nahm die Familie 1995 an, als das nach neuem Namensrecht möglich war. Die schwere Last der Kinderjahre wurde er damit jedoch nicht los. Die Schläge der Großmutter mit Rohrstock und Teppichklopfer blieben in seinem Gedächtnis, ebenso die dunklen Stunden in der Speisekammer, in die er eingesperrt wurde, weil er „ungezogen“ war. Auch die Streitereien zwischen der Großmutter und der Mutter über den unartigen Jungen, wobei keine der beiden für ihn Partei ergriff.

Von seinem Großvater sprach Gerhard mit großer Wärme, obwohl er erst fünf war, als dieser starb. Und er erinnerte sich gern an viele Tiere. Menschen hatten ihn verletzt, Tiere nie. Egal wie groß die Hunde waren, die ihm begegneten, alle ließen sich von ihm streicheln. Er beobachtete Spinnen, Raupen, Insekten. Als er ei-

nem Weberknecht aus Versehen ein Bein abbrach, hat

ihn das tief erschüttert. Tote Tiere, die er in den Trümmern der Stadt fand, beerdigte Gerhard und schmückte ihre Gräber mit Steinen und Zweigen.

Der Knabe stromerte allein durch Parks und Ruinen, spielte in Jugendfreizeithöfen Schach und Tischtennis und bekam zu Hause Ärger, wenn er spät heimkehrte. Da er ein kluges Kind war, schickte man ihn auf die Realschule, dann aber fehlte die Förderung von zu Hause und er wechselte auf die Hauptschule. Er wurde Fernmeldemechaniker bei der Post; das passte, denn er hatte Lust, an technischem Gerät zu frickeln. Er bastelte an seinem ersten Computer, als viele die EDV noch für Teufelswerk hielten. Und er warnte vor den Gefahren der neuen Technologie, als sie sich langsam durchzusetzen begann.

Der Mauerbau, die Aufrüstung, die Ermordung Kennedys, der Vietnamkrieg: Gerhard interessierte sich für die Dinge, die in der Welt geschahen. Auf einer Demonstration gegen die Nachrüstung schlug ihm ein Polizist einen Zahn aus. Er engagierte sich in der Gewerkschaft – was gern gesehen war, solange er niemandem auf die Füße trat. Einigen Chefs galt

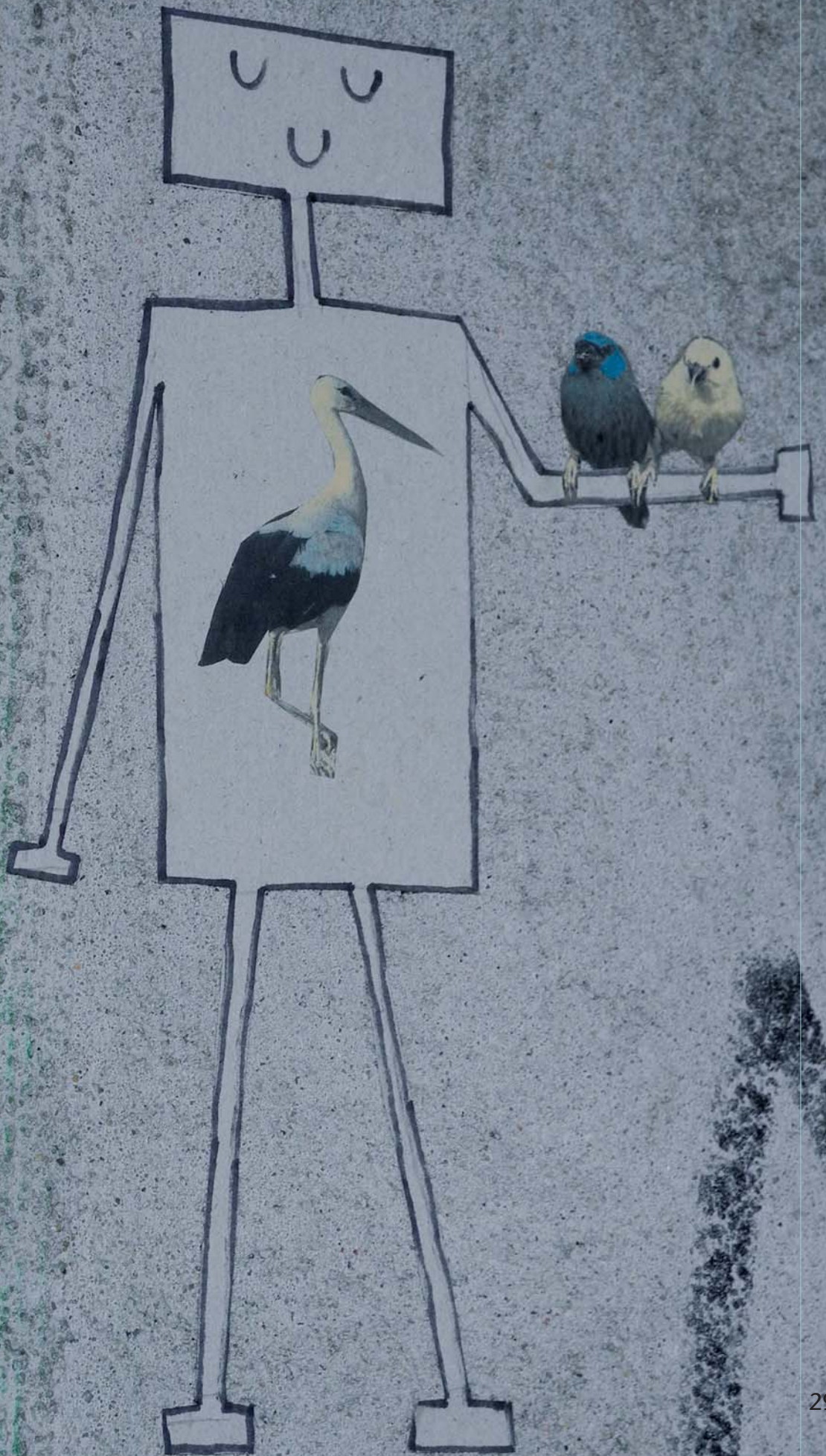
**Menschen können sehr verletzend sein, Tieren vertraute er.**

er mit seiner Umtriebigkeit als Querulant. So

schien es eine Zeit lang, als würde seine Verbeamtung bei der Post nicht durchkommen. Gerhard aber wehrte sich und wurde schließlich doch noch in den Staatsdienst aufgenommen. So landete er, als die Post privatisiert wurde, nicht in der Arbeitslosigkeit, sondern in der Frühpensionierung. Da war er 45.

Abgesichert, unterfordert, ohne ein wirkliches Lebensziel führte Gerhard das Leben eines Privatgelehrten. Er las Bücher und Wissenschaftsmagazine, perfektionierte seine Computerkenntnisse und wurde mehr und mehr zum Eigenbrötler. Die Kontakte zu ehemaligen Kollegen brachen ab, sein Zuhause wurde das Internet. Nur über die Ehefrau und den Sohn bekam er noch ein wenig mit von der Welt da draußen. Vor einem Jahr starb seine Frau am Krebs.

Manchmal noch taute er auf, wenn er etwa einen Mitschnitt des Kabarettisten Georg Schramm sah oder Musik von Reinhard Mey auflegte. In seinen letzten Monaten verließ Gerhard seinen Sessel selbst zum Schlafen nicht mehr. Am Ende versagte seine Lunge.



# Thomas Symanek

1960 - 2016

Jörg Machel / An Feiertagen, in den Schulferien und in den langen Monaten seiner Krankheit führte Thomas Symanek sein Morgenspaziergang in die Café-Bäckerei „Inci“ in der Wrangelstraße, genau um 7.45 Uhr. Dort traf er immer Memeth, und sie beredeten die Weltlage, die Aufstiegschancen des FC Freiburg und die Veränderungen in ihrem Kreuzberger Wrangelkiez.

Als „Multikulti“ noch kein Schimpfwort war, schickten die Zeitungsredaktionen ihre Fotoreporter in die Wrangelstraße, um bunte Bilder vom Leben in SO 36 einzufangen. Hier trugen die alten Frauen Kopftücher und die jungen Mädchen nicht, die meisten Häuser waren in katastrophalem Zustand, die Spekulanten setzten auf Abriss und Neubau.

Damals kam Thomas nach Berlin und machte bei den Hausbesetzungen mit. Die Träume waren radikaler als das, was kam, aber immerhin konnten er und seine Mitstreiter den Kahlschlag verhindern. Auch wenn die Dachgeschosse teuer saniert wurden, blieben die Mieten darunter bezahlbar. In den Hinterhäusern konnte man auch mit Stütze noch einigermaßen leben. Das Leben fand ohnehin meist auf der Straße statt, im Zeitungsladen, vorm Gemüseladen, am Dönerstand oder auch in der Liebfrauengemeinde, wo indische Nonnen vom Orden der Mutter Theresa eine Essenausgabe betreiben.

**Die Lehren aus der Geschichte sind im Alltag zu ziehen, wann sonst?**

Das alles ist seit Jahren bedroht, Kreuzberg wird teurer, Kreuzberg wird schicker. Als im letzten Jahr dem Gemüseladen „Bizim Bakkal“ gekündigt wurde, war das wie ein Symbol für den ganzen Wandel. Thomas kopierte Handzettel und verteilte sie im Wrangelkiez. „Bizim Bakkal soll bleiben“, die Losung verbreitete sich, es gab bald viel mehr Unterstützer als irgendjemand erwartet hätte.

Der Laden wurde trotzdem geschlossen, aber das Nachbarschaftsbündnis gab Thomas Kraft, mit der Krebsdiagnose, die er kurz zuvor erhalten hatte, und mit den Behandlungszyklen klarzukommen.

Er war in Gütersloh aufgewachsen und hätte eigentlich gleich aufs Gymnasium gehört. Das bescheinigten ihm seine Lehrer. Aber der Vater, der selbst nicht hatte studieren können, obwohl er das Zeug dazu gehabt hätte, war dagegen. So holte Thomas sein Abitur am Berlin-Kolleg nach. Nach dem Studium der Mathematik und der Sozialwissenschaften wurde er Lehrer. Engagiert und tolerant – und manchmal auch verbissen, wenn es um seine Grundsätze ging. Auf antisemitische Anspielungen etwa reagierte er sofort und heftig. Die Lehren aus der Geschichte sind im Alltag zu

ziehen, wann sonst? Da konnte er ins Dozieren geraten, was manche ermüdend fanden.

Aber bei Worten beließ er es nicht. Als der Flüchtlingsstrom für die meisten mit den „Tagesthemen“ endete und sich schlimmstenfalls in ihren Angstträumen fortsetzte, machte er sich mit Flüchtlingen in der Turnhalle um die Ecke bekannt. Er wollte nicht nur aushelfen, wo die Ämter überfordert waren; Thomas begleitete eine Familie aus Afghanistan auf Behördenängängen, erzählte vom Leben in Deutschland, lud sie zum Essen ein. Und wurde eingeladen – bei sich selbst zuhause. Einmal in der Woche kochten die Afghanen bei Thomas und seiner Frau Christa und waren froh, an diesem Tag der Turnhallenverköstigung zu entgehen. Sie erzählten von ihrer Flucht, vom Leben in ihrer Heimat und von der lebensgefährlichen Reise.

Bei seiner Beerdigung waren alle da, die Mitstreiter vom Wrangelkiez, Flüchtlinge aus der Turnhalle, türkische Gewerbetreibende, Lehrer und Schüler aus seiner Schule in Köpenick. Danach traf man sich zum Grillen im Hinterhof, Urkreuzberger sprachen mit Neuzugezogenen, Schüler aus Köpenick diskutierten mit Jugendlichen vom Görli, Flüchtlinge und Studenten tauschten sich über ihre Strategien bei der Wohnungssuche aus. Alles so, wie Thomas es gemacht hätte.



# Moidele Bickel

1937 - 2016

Jörg Machel / Anfang März wäre Moidele Bickel 80 Jahre alt geworden und man hätte sie gedrängt, dies ganz groß zu feiern. Sie war die Grande Dame unter den deutschen Kostümbildnerinnen und ihr Name hat Klang weit über die deutschen Grenzen hinaus. Ob es dieses Fest dann tatsächlich gegeben hätte, das ist allerdings fraglich. Moidele mochte es nicht, wenn zu viel Brimborium um eine Person gemacht wurde, öffentlichen Lobreden misstraute sie. In ihrem langen Theaterleben hatte sie sich oft fremdschämen müssen. Zu genau wusste sie, welch kleine Seele oft in einem großen Namen steckt.

Begonnen hat sie ihre künstlerische Ausbildung beim Vater als „Lüftelmalerin“. Das ist die im Süddeutschen und Österreichischen heimische Kunstform der Fassadenmalerei. Nicht nur die Familie rechnete damit, dass sie bei der Malerei bleiben würde und dass sie ihr Talent als Restauratorin weiterentwickeln würde. Sie aber zog es zum Theater. Zunächst blieb sie bei ihren Leisten und betätigte sich als Bühnenmalerin. Doch bald widmete sie sich der Kostümbildneri, Handwerk ohne falsche Attitüde. Den Figuren auf der Bühne Gestalt zu geben, war ihr ganz besonderes Talent, das Regisseure wie Claus Peymann, Luc Bondy, Peter Stein, Klaus Michael Grüber, Robert Wilson, Michael Haneke zu schätzen wussten.

Es ließe sich eine lange Liste von Inszenierungen anfügen, denen sie mit ihrer Ausstattung einen Stempel aufdrückte. Doch das alles verlor an Bedeutung, als sie am Karfreitag vergangenen Jahres die Nachricht bekam, dass sie Krebs hat.

Moidele sprach von dem Monster in ihrem Bauch, das ihr nach dem Le-

**Vielleicht wird es eine ganz große Aufführung, vielleicht bleibt der Vorhang aber auch unten, mal schauen.**

ben trachtete. Sie ließ sich sehr genau über ihre Genesungsaussichten und die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Todes informieren. Und sie führte einen inneren Kampf, wie mit den vielen, sich teilweise widersprechenden Ansagen umzugehen sei. Sie sprach mit den Ärzten, sie sprach mit ihrem Seelsorger, sie sprach vor allem mit ihrer Freundin Eva, die ihr in diesen Tagen eine unverzichtbare Begleiterin geworden war. In einem sehr bewegenden Augenblick traf sie die Entscheidung, keinen ihr aussichtslos erscheinenden Kampf zu führen, sondern ihr Sterben anzunehmen und ganz bewusst auf den Tod zuzugehen.

Dafür blieben ihr ziemlich genau fünfzig Tage, die fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten. Und alle, die dabei waren, konnten miterleben, dass in dieser Zeit mehr geschah als nur Abschiednehmen und Traurigsein. Es entwickelte sich auch ein erwartungsvolles Ausschau halten, ob da noch etwas ist, etwas kommt, dass da vielleicht doch mehr passieren wird, als dass man einfach nur so aus dem Leben verschwindet.

Die Gespräche mit ihr changierten zwischen Zweifel und Hoffnung. Einen Paulustext ließ sie sich mehrmals vorlesen und sprach ihn schließlich selbst: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht.

Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ In diesen Sätzen hatte der Tod etwas verheißungsvolles. Wie wenn sich der Theatervorhang am Abend der Premiere zum erstenmal für das Publikum hebt und die Zuschauer gespannt darauf warten dürfen, was ihnen nun geboten wird. Vielleicht wird es eine ganz große Aufführung, vielleicht bleibt der Vorhang aber auch unten, mal schauen. Ob es ein Wiedersehen mit Peter Krumme, ihrem langjährigen Lebenspartner geben wird? Immerhin unter einer windschiefen Buche auf dem Stahnsdorfer Friedhof findet ihre Urne die gewünschte letzte Ruhestätte, ganz nah bei ihm.

Die fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten waren ausgefüllt von dem stetig wiederkehrenden Ekel gegenüber all den furchtbaren Symptomen ihrer Krankheit, von zunehmender Schwäche, aber auch durch wunderbare Begegnungen. Enge Weggefährten und Freunde kamen, sprachen mit ihr, lasen vor, schwiegen oder sangen für sie. Ihre großen künstlerischen Erfolge traten in den Hintergrund; dass jemand wirklich zuhörte, dass man ihre Hand hielt, sie massierte und so das ständige Unwohlsein ein wenig linderte, das war wichtig. Moidele hatte sich mit wenigen ausgewählt schönen Dingen umgeben, nun bereitete es ihr Freude, diese weiterzugeben, immer genau passend zu der Person, bei der gerade dieser Gegenstand sein neues Zuhause finden sollte. Selten im Leben konnte Moidele Bickel so viel Nähe erleben und auch zulassen wie in diesen Wochen vor ihrem Tod.



FTW

REKAZ  
PODZIAŁANIE W 2014 ROKU

SMASH FASCISM!

FTW

omada Nature  
www.omada.com

AYC  
TGB

1  
KIRPY

koawach

ECF 2013

diskonnect  
FLNU



# Franz Witecki

1919 - 2016

Jörg Machel / Man ist ja nicht mehr Mitte 80!“, sagte Franz Witecki, als er zum letzten Mal ins Krankenhaus kam. Er war 97, er war fast taub, und die Stimme war brüchig geworden, bis vor Kurzem konnte er noch weite Strecken gehen, doch nun wollten auch die Beine nicht mehr. In kurzer Zeit hatte er stark an Gewicht verloren. Er wollte keine Untersuchungen, keine anstrengenden Therapien mehr über sich ergehen lassen. Schmerzfrei auf das Ende zugehen, so die Verabredung mit den Ärzten. Doch das war schwerer als gedacht. Die Schmerzen waren vielfältig, und nicht nur das: Was würde seine Ehefrau ohne ihn tun? Und auch die Sorgen über eine Welt, die verrückt spielt, konnte er nicht einfach abschütteln.

Seit einigen Jahren hatte er den Spruch gehört: „Na, die Hundert schaffen Sie jetzt auch noch!“ Darauf war er nie eingegangen. Was jetzt geschah, interessierte ihn, die Flüchtlingsströme, und was würde aus den Kindern werden, die in eine solche Welt hineingeboren wurden? Immer hatte es ihn befremdet, wenn seine Eltern ihm sagten, er sei ein Wunschkind gewesen. Ein Wunschkind im Februar 1919? Kein Wunder, dass er selbst kinderlos blieb.

Es waren bescheidene Verhältnisse, in denen Franz aufwuchs. Der Vater engagierte sich in der Räterepublik, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Bürgermeister in der russischen Besatzungszone und wurde schnell wieder aussortiert, ein älterer Bruder saß als Kommunist im KZ und wurde später Funktionär. Franz wuchs in einem politisierten Umfeld auf, ohne

selbst politische Ambitionen zu entwickeln. Er lernte Trompete. Ein Lehrer fand, er solle Dirigent werden.

Daraus wurde dann nichts, aber

**Alles Militärische war ihm zuwider.**

als Trompeter machte er Karriere. Aus Dresden kam er nach Berlin zum Symphonieorchester.

Alles Militärische war ihm zuwider, aber das half nichts, auch er bekam seine Einberufung in die Wehrmacht. Die Grundausbildung absolvierte er in Frankfurt an der Oder. Es war schrecklich. Aber dort lernte er Käte kennen, seine spätere Frau und, noch ein großes Glück: Er wurde ins Musikkorps in Berlin versetzt und musste nicht an die Front.

Franz saß im Orchester, als Göbbels seinen Aufruf zum „Totalen Krieg“ durch den Sportpalast brüllte, er sah wie die Massen aufsprangen und jubelten. Ihn ekelte dieser Wahn an. Am 20. Juli 1944, dem Tag des Hitlerattentats, drückte man auch den Musikern Waffen in die Hände und postierte sie an zentralen Stellen der Stadt. Keiner wusste genau, worum es ging, die Befehlslage war völlig unklar.

Für Franz war das Kriegsende eine Befreiung, obwohl auch er zunächst in Gefangenschaft geriet. Die Rationen in der Sammelstelle in Berlin waren kärglich, dennoch verschenkte er einen Teil. Er hungerte und wurde als transportunfähig aussortiert. Sterben sollte er zu Hause. Die Gestände-

ren kamen nach Sibirien; er war nach ein paar Monaten wieder gesund und begann, sich auf dem Bauernhof seiner Verlobten in Landwirtschaft zu üben. So überstand er die ersten Nachkriegsjahre.

Als ein zweiter Schwiegersohn in die Familie einheiratete und auf dem Feld und im Stall aushelfen konnte, nahm er wieder die Trompete zur Hand und bereitete sich auf ein Vorspiel beim Ost-Berliner Rundfunk vor. Er wurde Solotrompeter und blieb es bis zur Rente. Ab und an ging er mit Gisela May, Vera Oelschlegel und anderen Größen der DDR-Musikszene auf Tourneen ins Ausland. Darum beneideten ihn alle, doch er war immer froh, wieder in Schönefeld zu landen. In seinen Reiseberichten erzählte er dann mehr von der Not der kleinen Leute als von Auftrittserfolgen und Sehenswürdigkeiten. Er hätte Professor werden können, aber als solcher hätte er die Studenten auch nach ihrer politischen Zuverlässigkeit beurteilen müssen. Das war ihm ganz unmöglich. Egal, welches System, Franz hielt Abstand.

Das änderte sich auch nach der Wende nicht. Er freute sich, dass die Familie endlich wieder zusammenkam, aber dass da plötzlich Bettler neben seiner Sparkasse am Alex saßen, dass Naziparolen gerufen wurden, dass es auf einmal in seiner Welt Arm und Reich gab, das schmerzte ihn. Einen Teil seiner Hinterlassenschaft sollen arme Kinder erhalten, das mussten seine Hinterbliebenen ihm versprechen.

„So schwer hätte ich mir das Sterben nicht vorgestellt.“ sagte er. „Ist aber eine interessante Erfahrung.“



MIT IHNIEN TEILT MEINE ENTE  
DAS WASSER NICHT !

# Markus Maier

1972 - 2017

Jörg Machel / Die „Bar 11“ in Kreuzberg an der Wiener Straße, gleich neben dem „Madonna“: Zu essen gibt es nichts, zu trinken gibt es alles. Es wird geraucht und riecht nicht nur nach Marlboro. Man ist schnell per Du, man kennt sich. Am Tresen sitzt ein Mann mit Augenklappe. Viele hier kennen ihn. Manche kennen ihn aus besseren Tagen. Da stand er hinterm Tresen und regierte das Geschehen, unmerklich meist, wenn nötig auch mit kräftiger Hand. Sein Händedruck war gefürchtet. Viele haben versucht, ihn im Armdrücken zu besiegen, geschaffelt hat es niemand. An den Rocker können sie sich erinnern, der Markus herausgefordert hat. Er war größer, sah viel kräftiger aus als Markus, und auch er musste eine Niederlage einstecken. Es sei nur die Technik, vermutete er und legte einen Schein auf den Tresen. Noch einmal! Wieder nicht. Noch ein Schein. Alle Gäste hatten sich inzwischen um den Tisch versammelt, wie im Western, Totenstille in der ganzen Kneipe. Doch der Recke musste geschlagen abziehen, und Markus hatte einen Ruf weg, der es ihm künftig leichter machte, Konflikte zu lösen.

Bei den Mädels kam er gut an, von den Jungs wurde er respektiert, mit sich war er im Reinen. Seine Wohnung über der Kneipe war Treffpunkt und Ruhepol für den engeren Freundeskreis. Ein wenig auch Therapieaum für Gespräche, die man nicht am Tresen führen wollte. Manche fanden, dass Markus ein weiser Mann sei, bei dem man sich gut Rat holen konnte.

Dass er in der Gastronomie gelandet war, hatte niemanden mehr ver-

blüfft als die eigene Familie, obwohl seine Großeltern ein Speiselokal betrieben. Die Großmutter erinnert sich, wie sich der

**„Unverschämt ist er und macht makabere Witze.“  
Das ist er, freuten sich die Freunde.**

schüchterne Junge durchs Lokal schlich, um bloß nicht gesehen zu werden. Er fühlte sich irgendwie falsch zwischen den Gästen. Als er die Ausbildung zum Bauschlosser absolvierte, war das auch nicht seine Welt. Er zog dann von Konstanz zu Verwandten nach Berlin.

Da fand er schließlich seinen Platz hinterm Tresen, der zu seinem Podium wurde. Er war glücklich, und die Familie war es nach einer ersten Verwunderung auch. Markus war angekommen, man musste sich nicht mehr um ihn sorgen, alles war gut.

Bis zum 30. Juni 2003. Um Einkäufe für die Bar zu machen, fuhr Markus am „Travolta“ vorbei, Ecke Lausitzer Straße, und er sah, wie ein Mann auf eine junge Frau schoss, er hielt an und schrie: „Hör auf! Warum schießt du?“ Da feuerte der Mann zwei Schüsse auf ihn ab. Markus stürzte zu Boden, der Schütze kam näher und schoss eine dritte Kugel in seinen Kopf.

Man hatte Markus bereits abgedeckt, als der Notarzt feststellte, dass doch noch Leben in ihm war. Nach mehrwöchigem Koma erwachte Markus und erwies sich als erstaunlich

präsent. Doch war das noch der alte Markus? Das fragten sich die Ärzte und sie fragten Freunde, die zu Besuch kamen. „Wie ist er denn drauf?“, wollten die Freunde wissen.

„Erstaunlich unverschämt, er beschwert sich, er macht makabere Witze und verhält sich ziemlich unkooperativ.“ Das ist er, freuten sich die Freunde.

Tatsächlich hat Markus die ersten drei Jahre nach dem Attentat erstaunlich gut bewältigt. Er hatte durch den Kopfschuss ein Auge verloren, und auch die anderen beiden Kugeln hatten Spuren hinterlassen. Aber mit den Schmerzmitteln konnte er ein einigermaßen normales Leben führen. Die Freunde hielten zu ihm, die Familie bot Hilfe an, wo immer sie gebraucht wurde, und auch sonst gab es viele Menschen, die alles dafür taten, sein Schicksal so erträglich wie möglich zu gestalten.

Doch dann kam der Einbruch, der viele hilflos machte. Markus zog sich zurück, verließ die Wohnung kaum noch, litt unter Depressionen. Posttraumatische Belastungsstörung, die Diagnose war einfach, die Therapie gestaltete sich schwierig. Nichts war Markus so wichtig wie seine Autonomie, nichts war ihm so lästig wie Hilfsangebote, die ihn irgendwie abhängig machen. Er selbst verordnete sich eine Doppeltherapie: starke Schmerzmittel und eine gehörige Portion Alkohol. Er wurde 45 Jahren alt.

A Wasser  
0,5l  
4,5  
ZV Wasser  
0,5l  
2,9

3

FUCK RACISM!



VIDAR musica  
2



TARAKAN  
\* MOSCOW \*  
PUNK ROCK SINCE 1982

ADAK VERPFLICHTET.

STEREOT

Handwritten graffiti on the wall, including a large, stylized figure and various scribbles.

KONTRAD  
Siv  
4



Weil ich im Kiez lebe und arbeite, ist es mir wichtig, dass die Themen und Probleme aus der Nachbarschaft sich im paternoster auch wiederfinden.  
*Christina Lenz*

Es gibt viele Gemeindezeitungen in unserer Landeskirche. Der paternoster sticht heraus und setzt mit seinem journalistischen Anspruch einen hohen Maßstab.  
*Heike Krohn-Bräuer*

Mit dem paternoster haben wir uns den Traum erfüllt, eine inhaltlich, grafisch und drucktechnisch anspruchsvolle Gemeindezeitung zu erstellen.  
*Ingo Schulz*

Mir war wichtig, dass der paternoster nicht nach „typisch Kirche“ aussieht. Bilder und Grafik sollten professionellen Ansprüchen genügen. Bildaussage und Textinhalt sollten miteinander korrespondieren.  
*Kristin Huckauf*

Die LeserInnen sollten bei der Lektüre des paternoster nicht über Tippfehler, krude Satzkonstruktionen und grammatikalischen Unsinn stolpern. Also, Lesevergnügen pur!  
*Dörte Rothenburg*

Der kindernoster als Angebot an Euch, liebe Kinder, sollte lustig und informativ sein. Vor allem aber Lust machen, selbst kreativ zu werden und Euch Gehör zu verschaffen.  
*Agnes Gaertner*

Mit dem paternoster wollten wir eine Zeitung machen, die nicht nur im Kirchencafé gelesen wird, sondern auch im Café nebenan. Also kein Blatt für Insider, sondern für alle, die gern lesen!  
*Jörg Machel*

# Ein allerletztes Mal

Das war´s, liebe Leserin, lieber Leser. Sie halten gerade die allerletzte Ausgabe des paternoster in Ihren Händen. In gut zwanzig Jahren sind genau achtundvierzig Exemplare dieser etwas „anderen“ Gemeindezeitung erschienen.

Wir leben hier in Kreuzberg ja auch in einem etwas „anderen“ Stadtteil. Die Leute kommen und gehen, die Fluktuation ist beträchtlich. Über lange Zeit war es so, dass sich die Wohnbevölkerung alle drei Jahre komplett ausgetauscht hat, und da einige ja länger als drei Jahre hier leben, ist die Verweildauer der anderen noch wesentlich kürzer gewesen.

Unsere Kirchenmitglieder über einen Gemeindebrief zu erreichen war schwierig. Der Adressat von gestern ist heute schon nicht mehr auffindbar. Auch haben wir die Erfahrung gemacht, dass die Mitgliedschaft in der Kirche nicht besonders aussagekräftig ist, was das Interesse an Glaubensfragen betrifft.

So sind wir mit dem paternoster neue Wege gegangen. Wir haben Themenhefte gestaltet, die interessierte Leser einladen, sich mit den Fragen zu befassen, die uns als Christen in Kreuzberg umtreiben. Das waren explizite Glaubensfragen, aber auch die drei großen Themen des ökumenischen Dialogs: Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Wenn wir den Druck der Zeitung jetzt einstellen, so hat das vor allem den Grund, dass sich in den letzten zwei Jahrzehnten die technische Entwicklung von den Druckmedien hin zur digitalen Kommunikation verschoben hat. Dem wollen wir Rechnung tragen und uns stärker auf unseren Internetauftritt konzentrieren. Die gute Nachricht: Alle 48 Ausgaben des paternoster mit oft zeitlos aktuellen Themen bleiben jederzeit abrufbar! Unter: [www.emmaus.de](http://www.emmaus.de). Wir sagen Tschüss, und bleiben Sie uns und unserer Arbeit gewogen,

das Redaktionsteam



Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

*Die Redaktion*

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

## paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde  
22. Jahrgang Nr. 1, 2018

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:  
Jörg Machel, Kristin Huckauf,  
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz,  
Agnes Gaertner

Redaktionsanschrift:  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout: Kristin Huckauf

Fotos: Jörg Machel, Alina Niborski,  
Kristin Huckauf, Matthias Schirmer,  
Daniel Rühmkorf  
Druck: Trigger.medien gmbh®  
(Umweltmanagement gemäß  
EG-Öko-Audit-Verordnung)  
gedruckt auf Recymago

## Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin  
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21  
[gemeinde@emmaus.de](mailto:gemeinde@emmaus.de)

Öffnungszeiten der Küsterei:  
Mo, Do 9-13 Uhr,  
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,  
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche  
Paul-Lincke-Ufer 29, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita  
Lausitzer Straße 29-30,  
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof  
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,  
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel  
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,  
Tel.: 61 69 32-15  
[joerg.machel@emmaus.de](mailto:joerg.machel@emmaus.de)

Pfarrerin Rebecca Marquardt  
Tel.: 61 69 31-15  
[rebecca.marquardt@emmaus.de](mailto:rebecca.marquardt@emmaus.de)

Internet:  
<http://www.emmaus.de>

**Spendenkonto**  
Ev. Kirchengemeinde  
Emmaus-Ölberg  
Evangelische Bank eG  
IBAN:  
DE26 5206 0410 7403 9955 69  
BIC: GENODEF1EK1  
Verwendungszweck:  
KVA Berlin Mitte-Nord, E-Ö/  
paternoster

Mitnahme kostenlos,  
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,  
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,  
der monatlich erscheint.  
Sie erhalten ihn in der Gemeinde  
und über das Internet:  
<http://www.emmaus.de>



Sie finden alle Ausgaben unter:  
[www.emmaus.de/paternoster/index.html](http://www.emmaus.de/paternoster/index.html)